

BARBARA
BICKMORE
SIMBAYO
JENSEITS DER SONNE



Weltbild

Als die Amerikanerin Liliane in Boston Dr. Hathaway kennen lernt, der im Kongo eine Missionsstation gegründet hat, ist sie sofort fasziniert. Sie hat nur noch einen Gedanken: in den Kongo zu reisen und an Hathaways Seite den Menschen zu helfen. Doch das Leben auf der Station ist bei weitem nicht so heroisch und romantisch, wie sie es sich erträumt hatte und Liliane muss viele Enttäuschungen überwinden, bis sie ihr »Simbayo« wirklich lieben lernt.

Barbara Bickmore

Simbayo – Jenseits der Sonne

Roman

Weltbild

Die Autorin

Barbara Bickmore hat sich durch ihre großen Frauensagas ein treues weibliches Publikum auf der ganzen Welt erobert. Sie war Professorin, bevor sie sich ganz dem Schreiben widmete.

»Simbayo - Jenseits der Sonne«, »Der Mond am anderen Ende der Welt«, »Jenseits aller Versprechen«, »Die Bucht der Wildgänse« und vor allem »Im Jahr des Elefanten« waren in Deutschland große Erfolge.

Die englische Originalausgabe von Simbayo – Jenseits der Sonne erschien unter dem Titel East of the sun.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2017 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © by Barbara Bickmore

Published by arrangement with Debra Clapp and Lisa Clapp

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1989 by Verlagsgruppe Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Übersetzung: Ursula Gnade

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-364-9

Für Bonnie Phipps
und Carolyn Moses
und Barbara Cheatham
und Gail Katul

MEIN BESONDERER DANK GILT:

Dr. Jeffrey Beckwith, einem lieben Freund, der mir bei allen medizinischen Beschreibungen geholfen hat;

Con Sellers, einem großartigen Lehrer und Freund, der mir gesagt hat, ich sei begabt, und der mir vieles ermöglicht hat;

Walt Davis;

Dr. Munir Katul;

Diane Browning

und

Meg Ruley, eine der großartigsten Agentinnen, durch die ein Traum Wirklichkeit geworden ist. Sie hat durchgesetzt, dass ich mich an Dinge gewagt habe, die ich mir nie zugetraut hätte;

Ann La Farge, einer vorzüglichen Herausgeberin, die mir Auftrieb gegeben und an mich geglaubt hat und aus deren Mund Kritik gut zu ertragen war;

Frank Clapp für »Animal Birds«;

Dr. Stephen Jennison und seiner Frau Dr. Alison Jennison – die ich auf einer Zugfahrt in Guilin, China, kennengelernt habe und mit denen wir wundervolle Tage verbracht haben. Sie waren ein junges Ärztepaar, das sich im Krankenhaus in Kapstadt sechs Monate Urlaub genommen hatte, um eine Weltreise zu machen. Ich habe die Rassenpolitik Südafrikas immer mit dem Nationalsozialismus verglichen, aber zwei so sympathische, freundliche und intelligente Bürger eines Landes wie sie kann man gar nicht noch mal finden. Die beiden haben uns gezeigt, dass nicht alles in Südafrika schlecht ist. Auf der langen Zugfahrt habe ich einen Teil ihrer Geschichte erfahren, Näheres dann in der Zeit, die wir gemeinsam in Kunming verbracht haben. Nachdem wir uns von ihnen getrennt hatten, musste ich oft an sie denken und fing an, mir die Einzelheiten vorzustellen – sie mir in Romanform auszumalen, wenn man so will –, die im Rahmen einer so kurzen Bekanntschaft zwangsläufig ausgelassen wurden. Dieser Roman sollte ursprünglich die Lebensgeschichte dieser beiden Menschen werden. Meine Agentin Meg Ruley hat mir dann jedoch geraten, den Rahmen wesentlich weiter zu stecken. Es ist also doch nicht direkt die Geschichte der beiden daraus geworden, obwohl ich viel von dem, was ich über Kapstadt weiß, von ihnen und aus ihren Briefen erfahren habe. Wenn sie sich meiner Sicht ihres Heimatlandes auch wahrscheinlich nicht anschließen werden, möchte ich ihnen dennoch dafür danken, dass sie mir einen kleinen Teil ihres Lebens anvertraut und meine

Fantasie angespornt haben. Ebenso sehr danke ich ihnen für die Zeit, die wir gemeinsam verbracht haben. Diese Zeit hat mein Leben verändert.

»Somit nehme ich Besitz von dir, o Afrika!«
Cäsar bei der Landung in Hadrumetum

TEIL I

1926–1931

1. Kapitel

Abblätternde Farbe zerbröselte unter ihren Fingern, als Liliane mit der Hand über die Reling des alten hölzernen Bootes fuhr, das immer noch auf dem angestiegenen Fluss dahintuckerte. Sie tupfte sich mit einem durchnässten Taschentuch das Gesicht ab, damit ihr der Schweiß nicht von der Stirn in die Augen rann. Sie zwinkerte, als sie das Salz brennen spürte. Ihr helles Kleid hing feucht an ihrem Körper. Sie saß da und starrte in die Richtung, aus der sie gekommen waren, lauschte dem leisen, ungleichmäßigen Surren des Motors und betrachtete die großen grünschwärzen Bäume, deren Äste über den Fluss hingen. Sie hatte das Gefühl, sie hätten nach ihr gegriffen und sie gepackt, wenn sie ihnen zu nahe gekommen wäre; trotz der feuchten Hitze lief ihr ein Schauer über den Rücken. An den Ufern des trägen Flusses, dort, wo die Sonne ihre Sprenkel durch das dichte Laub warf, klappten Krokodile im schlammigen Wasser die Mäuler auf. Die Dichte der Bäume, das Zunehmen des Urwalds und die seltsamen hallenden Tierlaute schienen sie immer tiefer nach Afrika hineinzuziehen. Eine stämmige Frau Mitte dreißig, die einen wesentlich frischeren und energischeren Eindruck machte als Liliane, obwohl ihre Kleidung genauso feucht war, saß neben ihr und fächelte sich mit einem Taschentuch Luft zu. Schweißtropfen schimmerten auf ihrer Oberlippe. »Es wird mit der Zeit leichter«, sagte sie.

Liliane lächelte, sagte aber nichts, sie fragte sich, ob sie je wieder frischen Tatendrang verspüren würde. Die Luftfeuchtigkeit umgab sie wie ein unsichtbares Meer, die Hitze und die Nässe waren greifbar. Die Luft über dem Wasser flimmerte. Bis auf die Krokodile und ein vereinzelt Nilpferd schien sich nichts zu rühren. Kein Hauch bewegte die Luft. Selbst wenn sie einatmete, hatte Liliane das Gefühl, um Luft zu ringen.

Papageien krächzten und Affen kreischten in den Bäumen über ihren Köpfen.

Der Fluss roch nach Verwesung. In den letzten elf Tagen auf diesem träge fließenden Fluss, der sich durch das Innere von Afrika wand, hatte Liliane unablässig die monotonen Mauern aus Grün angestarrt, die an ihren Augen vorbeizogen. Sie konnte sich nicht daran sattsehen; der Anblick zog sie hypnotisch an.

Vereinzelt lagen Dörfer am Flussrand, Hütten drängten sich am Ufer, an dem nackte Kinder entlangliefen und winkten und lachten und ihnen mit schrillen Stimmen etwas zuriefen. Unverändert und anscheinend endlos zog sich die grüne undurchdringliche Mauer dahin. Dort, wo Äste über den Fluss hingen, war es düster, doch wenn der Fluss so breit war, dass das Sonnenlicht auf ihn fiel, war der Himmel kobaltblau. Am Spätnachmittag bildeten sich lange Schatten, die sich vor ihnen auf dem Wasser ausbreiteten. Wolken hingen regungslos am Himmel wie große weiße Knäuel, die die Bläue betonten. Wenn der Abend hereinbrach, wurden die Wolken dichter. In den Tropen wurde es schnell dunkel. Dann hielt das Boot wie durch Zauberhand in einem Dorf an, und dort gab es immer Holz zu kaufen. Während die Eingeborenen das Holz auf das Boot trugen, wurden am Ufer Feuer entfacht, und die Nachtluft trug Stimmen und Gelächter zu ihnen herüber. Während Liliane und die Bootsmannschaft das Abendessen einnahmen, aßen auch die Dorfbewohner; würzige Düfte hingen in der Luft.

Wenn die Feuer heruntergebrannt waren, verklangen auch die Stimmen. Dann brach die

absolute Stille des tropischen Dschungels herein.

Nachts war der einzige Laut das Surren der Moskitos.

Dann kam die Morgendämmerung – die unglaubliche Morgendämmerung des Kongos. Beim Erwachen spürte sie noch die feuchte Nachtluft im Gesicht, wenn die Motoren des Bootes zu schwirren begannen und es wieder in den Strom hinabgelassen wurde. Die Morgendämmerung brach über den Baumwipfeln an. Einen solchen Sonnenaufgang gibt es nirgends sonst auf der Welt, dachte sie und beobachtete ihn täglich wieder von der Reling aus.

Liliane schreckte aus ihren Tagträumen auf, als die ältere Frau sich einen schmutzigen Liegestuhl mit zerrissener Stoffbespannung neben sie zog und sich setzte. Sie trug einen weißen Tropenhelm und ein kurzärmeliges weißes Kleid – weiß, die Farbe, die auch Dr. Hathaway getragen hatte. Liliane hatte irgendwo gelesen, dass Weiß die Hitze ablenkte. »Wie lange sind Sie schon hier?«, fragte sie Rose Eversham.

»Sechs Jahre. Ich bin mit dem Doktor hergekommen.« Ihre Stimme senkte sich fast zu einem Flüstern. »Sechs wunderbare Jahre.«

»Warum sind Sie hergekommen?«

»Wahrscheinlich aus demselben Grund wie du.« Sie tätschelte Lilianes Arm. »Ich wollte Menschen helfen, denen vielleicht niemand hilft, wenn ich es nicht tue. Ich wollte rückständigen Menschen zeigen, wie sie zu Gott finden können. Ich wollte das Gefühl haben, wichtig zu sein.« Sie lachte. »Und ich wollte nicht, dass sich mein Leben um einen Mann dreht.«

Wirklich nicht?, dachte Liliane. Überhaupt nicht? Überhaupt niemand? Baxter Hathaways Bild stand vor ihren Augen.

Miss Eversham fuhr fort: »So bin ich im Herzen Afrikas gelandet und musste dort feststellen, dass mein Leben voll und ganz von einem Mann bestimmt wird.« Ihr liebevolles Lächeln wies darauf hin, dass sie nichts dagegen hatte. »Und jetzt stehe ich dumm da, was?«

Ob sie in ihn verliebt ist?, fragte sich Liliane, während sie sich mit ihrem feuchten Taschentuch Luft zufächerte. Es half überhaupt nichts.

»Wie ist es in Simbayo?«, fragte sie.

»Warte, bis du selbst siehst, was er getan hat. Er hat den Urwald praktisch allein gerodet. Das Krankenhaus selbst gebaut. Die Bäume selbst gefällt. Das Geld für die medizinischen Instrumente aufgetrieben, für die Medikamente, für die Möbel. Die Schlafräume hat er entworfen. Alles ... jedes Bett, jedes Möbelstück, jede Nadel, jedes Fleckchen Platz, auf dem keine Bäume stehen, sämtliche ausgebildeten Hilfskräfte, jeder Einbaum, die Leprakolonie, die Fortschritte im Kampf gegen die Malaria, die niedrige Sterblichkeitsziffer bei Säuglingen ... all das geht auf Dr. Hathaway zurück.« Ihre Stimme drückte Ehrfurcht und Ergebenheit aus.

Lilianes Brust schnürte sich zusammen, als sie von der Leprakolonie hörte.

Während sie in den dunklen Urwald starrte, das Kielwasser des Bootes betrachtete, als sie tuckernd vorankamen, und dem Surren der Insekten lauschte, die um ihren Kopf schwirren, murmelte Liliane: »Sie lieben ihn, nicht wahr?«

Miss Eversham lachte. »Mein liebes Kind, Sie werden es ja selbst sehen.« Sie legte ihre

Hand auf Lilianes Arm. »Es geht noch viel tiefer und ist viel weniger kompliziert. Natürlich liebe ich ihn. Sonst wäre ich doch nicht so lange hiergeblieben. Ich liebe und respektiere ihn mehr als jeden anderen Menschen, der mir je begegnet ist, und so, wie die Dinge stehen, darf ich ihm, Gott und der Menschheit gleichzeitig dienen.«

»Die beste aller denkbaren Welten?«, fragte Liliane behutsam.

»Genau«, sagte Miss Eversham. »Ein lohnenderes Leben ist nicht vorstellbar.« Sie lachte in sich hinein. »Wenn man von der Hitze absieht, von der unaufhörlichen, allgegenwärtigen Feuchtigkeit in der Luft, die einem auf die Nerven geht, und von dem schwülen Klima überhaupt. Aber für dich ist es schlimmer, weil du hier neu bist. Du wirst dich daran gewöhnen.«

Wirklich? Liliane hatte neunzehn Tage auf einem überfüllten Raddampfer verbracht, ehe sie den Kongo erreicht und diese letzten elf Tage auf dem Mombayo zurückgelegt hatte. Es war mehr als zwei Monate her, seit sie von zu Hause fort war.

Zu Hause. Der Augenblick vor mehr als einem Jahr, der ihrem Leben eine Richtung gewiesen hatte, fiel ihr wieder ein.

Es war im Jahr 1926, und sie war neunzehn und voller Naivität. Sie tanzte Charleston, eiferte Irene Castle nach und hatte sich kürzlich zum großen Verdruss ihres Vaters die Haare abschneiden lassen.

Sie lebten in Buffalo, New York, einer schmutzigen, trostlosen Stadt, aber Liliane kannte nichts anderes; sie hatte eine glückliche Kindheit hinter sich. Ihr Vater, ein Geistlicher, war freundlich und sanftmütig und wurde nur wütend, wenn Liliane in seiner Hörweite fluchte.

Ihre Mutter war der schönste Mensch, den sie je gesehen hatte – langes, zartes braunes Haar, große braune Augen und immer ein Lächeln auf dem Gesicht. Lucinda Wentworth war gern die Frau eines Geistlichen und die Mutter dreier Kinder. Liliane wuchs mit dem Geruch von selbst gebackenem Brot und von frischen Plätzchen auf, der ihr entgegenströmte, wenn sie von der Schule nach Hause kam. Ihre Eltern hofften, dass sie nicht Krankenschwester, sondern Lehrerin werden würde, denn Krankenschwestern mussten Schmutzarbeiten verrichten und sich die Körper fremder Leute ansehen. Aber Liliane wollte dabei helfen, Leiden zu lindern. Sie wollte sich in den Dienst der Menschheit stellen.

Außerdem wollte sie ihren Spaß haben. Sie ging jedes Wochenende tanzen oder besuchte Partys und flirtete heftig, doch bis auf einen großen Schwarm in der zehnten Klasse war sie nie verliebt gewesen. Sie hatte Clara Bow und Greta Garbo in ihren Filmen gesehen und lechzte danach, so zu leiden wie sie – aus reiner Liebe –, doch keiner der Jungen, die sie kannte, ging ihr nahe genug. Sie kamen ihr alle gleich vor. Sie waren gepflegt und geschniegelt, und sie studierten, um Geschäftsleute, Anwälte oder etwas besonders Praxisorientiertes zu werden. Sie interessierten sich hauptsächlich dafür, wie viel Geld sie später einmal verdienen würden und wann sie sich endlich einen Wagen leisten konnten. Liliane wollte mehr vom Leben. Sie wollte Geld nicht als Kriterium für Erfolg gelten lassen. Sie wollte ihrem Leben einen Sinn geben.

Zwei- oder dreimal im Jahr kamen Missionare auf Heimaturlaub durch Buffalo, um flimmernde Filme vorzuführen und zu erzählen, wie viele Seelen sie schon gerettet

hatten. Spenden wurden gesammelt, um ihre Mission zu unterstützen. Liliane hörte ihnen gern zu. Sie hörte sich die Geschichten von Missionaren aus China, Indien und Afrika an – aus all den heidnischen Ländern, in denen die Eingeborenen nicht an ihren Gott glaubten. Manchmal fragte sie sich, wie es wohl sein mochte, nach China zu gehen und zu helfen, diese heidnischen Seelen zu retten, ihnen den wahren Gott zu zeigen, aber sie war sich nicht wirklich sicher, wer oder was der wahre Gott war.

Vor einem Jahr, als Liliane im zweiten Jahr ihrer Ausbildung als Krankenschwester war, hatte einer der weltbekanntesten Missionare auf seiner Durchreise bei den Wentworths in ihrem großen, alten dreistöckigen Haus in der Euclid-Avenue direkt neben der Kirche gewohnt.

Ihre Mutter hatte ihr erzählt, Baxter Hathaway sei Schauspieler auf dem Broadway gewesen und hätte dann als Filmstar Karriere gemacht. Mit vierunddreißig hatte er seine Laufbahn auf der Höhe seines Ruhms aufgegeben, an der Stanford-Universität Medizin studiert und seinen gesamten Besitz verschenkt.

1920, im Alter von vierzig Jahren, war er als Missionar und Arzt nach Afrika gegangen, und das, was er im gottverlassenen Dschungel an einem Nebenfluss des Kongos aufgebaut hatte, war praktizierenden Christen weltweit zu Herzen gegangen. Dr. Hathaway wurde bewundert und verehrt. Es bewegte die Amerikaner, dass ein berühmter und erfolgreicher Mensch ein derart wohlütiges Werk vollbrachte; Schriftsteller, Politiker und berühmte Vertreter der Kirche pilgerten nach Simbayo. Als er die Wentworths in Buffalo besuchte, war Baxter Hathaway einer der berühmtesten Missionare seiner Zeit. Liliane konnte sich noch deutlich an jenen Tag erinnern. Schon damals hatte sie den Verdacht gehabt, er werde ihr Leben entscheidend verändern.

Baxter Hathaway war sechsundvierzig Jahre alt, als er in der Tür stand; er musste den Kopf einziehen, um einzutreten. Es war Sommer, und er war von Kopf bis Fuß in Weiß gekleidet. Liliane war gerade dabei, einen Farnstrauch zu gießen; als sie sich umdrehte, wäre ihr die Gießkanne beinahe aus den Händen gefallen. Sie blieb erstarrt stehen, während ihre Mutter und ihr Vater ihn begrüßten und bei sich willkommen hießen. Dr. Hathaway hatte braune Haut und leuchtend blaue Augen, kastanienbraunes Haar, das an den Schläfen grau wurde, und große Hände mit langen, schmalen Fingern – die Hände eines Chirurgen. An jenem Tag trug er ein kurzärmeliges weißes Hemd, und seine Muskeln zeigten, dass er harte körperliche Arbeit gewohnt war. Nie hatte sie einen beeindruckenderen Mann gesehen.

»Lili«, rief ihre Mutter. Ihrem Tonfall war zu entnehmen, dass es nicht das erste Mal war.
»Liliane!«

Und er stand dort und lächelte auf sie herunter.

Er betrat das Haus, nahm ihre Hand und sah ihr in die Augen. Als er sie anlächelte, glaubte sie zu träumen. Die Welt schien sich in Zeitlupe zu bewegen, und vor allem hing ein Schleier. Seine Hände waren warm und trocken. Dann hörte sie den vollen Klang seiner Stimme, doch sie konnte sich jetzt nicht mehr daran erinnern, was er damals zu ihr gesagt hatte.

»Hier, mein Kind. Ein Schluck Tee.« Die britische Stimme riss Liliane aus ihren Gedanken. Rose reichte ihr eine Tasse und eine Untertasse.

»Ich kann dir gar nicht sagen, wie froh ich bin ... ach, klingt das komisch. Aber ich bin wirklich froh, wieder nach Hause zu kommen«, sagte sie.

Nach sechs Monaten Urlaub in ihrem Heimatland kehrte sie wieder zurück. Sie hatte Liliane erzählt, es seien die sechs längsten Monate ihres Lebens gewesen. Die ganze Zeit hatte sie sich nur danach gesehnt, wieder in Simbayo zu sein. Dort war sie heute zu Hause. In England hatte sie sich wie eine Fremde gefühlt.

»Ich komme mir so ... so unvorbereitet vor«, sagte Liliane mit leiser Stimme. Sie fühlte sich schlapp. Ihre Locken klebten in ihrem Gesicht, und ihr durchgeschwitztes Kleid klebte an ihrem Körper und betonte die schlanke Figur, die ohne die schönen, runden Brüste knabenhaft gewesen wäre. Sie wusste, dass sie keinen reizvollen Anblick bot. Ihre eigene Blässe setzte sich gegen Miss Evershams gesunde rosige Hautfarbe ab, wenn Rose auch keine Taille und gerade, stämmige Beine hatte. Ihre Arme waren muskulös, und Liliane fürchtete, Afrika nicht in der Form gewachsen zu sein wie Miss Eversham. Die ältere Frau verkörperte strotzende Gesundheit und Kraft.

»Mach dir keine Sorgen, Mädchen. Alle werden Geduld mit dir haben. Der Doktor ist nur sich selbst gegenüber ungeduldig. Meistens nimmt er seine Umgebung eigentlich gar nicht wahr. Den Alltagsablauf überlässt er uns.« Liliane fragte sich, wer diese anderen sein mochten. »Er hat andere Dinge im Kopf. Er wird dir viel Zeit lassen, um alles zu lernen. Er wird kaum bemerken, dass du überhaupt da bist. Wenn er nicht mit dir redet, darfst du das nicht persönlich nehmen. Er muss wesentliche Probleme lösen ... viel Entscheidenderes als alles, womit wir uns befassen.«

Womit werde ich mich wohl befassen?, fragte sich Liliane. Das Schweigen zog sich in die Länge. In der Mittagszeit senkte sich eine schwere, träge Stille über den Fluss, die schläfrig machte und den Bezug zur Realität raubte. Lilianes Sinne waren von der schwülen Hitze und dem gewaltigen Schweigen betäubt, das nur dann und wann von dem Kreischen der Affen und dem Rufen der Vögel durchbrochen wurde.

Miss Eversham stand auf und lehnte sich an die Reling des alten Bootes.

»Wir sind fast da!«, sagte sie atemlos. Liliane fragte sich, woran sie das erkennen konnte. Alles sah ewig gleich aus. »O ja, hier ist Simbayo!«, rief Rose aus.

Nach der nächsten Flussbiegung sah Liliane ihr zukünftiges Zuhause. Abrupt endete der Urwald. Selbst die Baumstümpfe waren abgeholzt. Sie sah niedrige weiße Gebäude; das längste musste das Krankenhaus sein. Sie wirkten schmuck und behaglich, und riesige Bäume warfen ihre Schatten darauf. Die Häuser waren von strahlendem Sonnenschein und offenem Land umgeben. Schon waren Stimmen zu hören, und Hühner gackerten. Liliane sah Eingeborene, zwei Männer im Lendenschurz, die an einem großen Schwein zerrten. Eine Frau, die nur mit einem leuchtend gelben Rock und Reifen an den Knöcheln bekleidet war, trug auf ihrem Turban einen Wasserkrug. Ihre Brüste wippten beim Laufen. Drei nackte Kinder jagten einen Hund im Kreis, und ihr Gelächter, das über den Fluss trieb, brachte Liliane zum Lächeln. Alle stürzten ans Ufer, als die Schiffssirene ertönte.

Aus dieser Entfernung wirkte das Gelände täuschend sauber. Auf der harten Erde wuchs kein Gras, und wenn jemand darüberlief, wirbelte Staub auf und setzte sich wieder. Daher flimmerte die Luft wie eine Fata Morgana. Unter fast allen Fenstern brannte ein kleines

Feuer in Tontöpfen.

»Die Verwandten der Kranken«, erklärte Miss Eversham. »Sie kommen und kochen für die Patienten. Sie sind von verschiedenen Stämmen, und jeder von ihnen glaubt, ein anderer Stamm könne versuchen, ihn zu vergiften. Daher kochen Familienangehörige für die Kranken, damit sie sich sicher fühlen.«

»Wohnen die Angehörigen auch im Krankenhaus?«, fragte Liliane.

»Nein, sie schlafen um die Feuer herum auf dem Boden. Sie gehen aus Furcht vor den wilden Tieren nicht in den Dschungel.«

Die Luft war wie Dampf, der aus vorzeitlichen Nebeln aufstieg.

»Was für Tiere?«, fragte Liliane erschauernd.

»Gorillas, Elefanten, ab und zu ein Leopard, Pythons – und dergleichen.«

Liliane bemühte sich, ihre Gänsehaut zu ignorieren.

»Nachts herrscht Ausgangssperre. Die Pirogen dürfen nicht fahren.«

»Was war noch mal eine Piroge?«

Rose lachte. »Ein Einbaum. Nachts kann man die Krokodile und die Nilpferde nicht sehen, die die Boote umwerfen könnten. Daher hat der Doktor nächtliche Ausfahrten verboten.«

Liliane sah die Lichtung an, die in den tropischen Regenwald geschlagen worden war, der dahinter aufragte, als warte er nur darauf, das Land wieder für sich zu fordern.

Seltsamerweise schien der Dschungel keine Gefahr zu sein. Sie versuchte, die Moskitos zu vertreiben, die um ihren Kopf schwirrten und in ihren Ohren surrten.

Am Anlegeplatz wurden sie von einer klein gewachsenen, pummeligen Frau erwartet, die sich die Zöpfe um den Kopf gewunden hatte und den unvermeidlichen weißen Tropenhelm unter dem Arm hielt. Von Dr. Hathaway war nichts zu sehen.

»Das ist Heidi. Heidi Schmitt«, sagte Miss Eversham und winkte ihr freudig zu. Sie wandte sich wieder an Liliane. »Bisher waren sie und ich die beiden einzigen Krankenschwestern. Sie kümmert sich um alles. Wenn Heidi etwas nicht besorgen kann, dann ist es nirgends aufzutreiben. Heidi ist hier für alles Organisatorische zuständig.« Roses Stimme verriet ihre wachsende Erregung. »Alle werden ihr Bestes tun, damit du dich hier wohlfühlst«, sagte sie. »Wir wissen deine Hilfe zu schätzen. Und ein neues Gesicht wird uns allen zur Abwechslung guttun.«

Das Boot legte an, und sowie die halb nackten Männer am Ufer die Taue festbanden, sprang Miss Eversham ans Ufer und umarmte Heidi.

Liliane blieb stehen, sie fühlte sich hilflos und verlassen, bis Miss Eversham ihr bedeutete, sie solle aussteigen. Liliane landete direkt vor der deutschen Krankenschwester.

Rose hing sich bei Liliane ein. »Heidi«, sprudelte sie hervor, »das ist unsere neue Krankenschwester, Liliane. Liliane, darf ich dir meine liebe Freundin Heidi vorstellen.« Heidis Gesicht war keineswegs freundlich. Mit einem breiten deutschen Akzent sagte sie nichts weiter als: »Der Doktor hat gesagt, dass Sie kommen. Wir wussten nicht, wann.« Sie ließ Miss Eversham keinen Moment aus den Augen.

»Ich habe dir Geschenke mitgebracht, Heidi!«, sagte Rose. »Ach, du glaubst ja gar nicht, wie sehr ich dich vermisst habe und wie froh ich bin, wieder hier zu sein. Sechs Monate Urlaub ist eine lange Zeit!«

Ein dichter Dunst, der sich am Flussufer entlangwälzte, begann, die erbarmungslose

Sonne zu verhüllen. Es schien feuchter zu sein denn je.

Lilianes erster Eindruck von Sauberkeit verflog schon auf dem Weg zu ihrem Zimmer. Das Anwesen war ungepflegt, und Abfall wurde achtlos weggeworfen. Liliane sah, wie jemand einen Nachttopf aus einem Fenster leerte. Sie zuckte zusammen. Überall lagen Tonscherben und schmutzige Verbände herum. Fast wäre Liliane über eine dicke Wurzel gestolpert.

Keiner der Eingeborenen starrte sie an. Als Liliane näher kam, schlugen sie die Augen nieder, nachdem sie Rose mit einem breiten Grinsen und mit Worten begrüßt hatten, die Liliane für ein herzliches Willkommen hielt. Rose nickte und sagte unverständliche abgehackte Laute zu allen, an denen sie vorbeikam. All diese nackten Brüste brachten Liliane durcheinander; einmal vor langer Zeit hatte sie ihren eigenen Busen im Spiegel angestarrt und dabei das Gefühl gehabt, sie solle schnell ein Unterhemd anziehen. Neben dieser schimmernd schwarzen Haut fühlte sie sich sehr bleich.

Träge Stimmen kamen aus dem Krankenhaus, und Liliane fragte sich, was in den anderen Häusern untergebracht sein mochte. Es musste einen Essraum geben, Dr. Hathaways Büro, Lagerräume, Schlafräume. Sämtliche Gebäude waren schlicht und rechteckig, doch es ging eine gewisse Anmut von ihnen aus. Sie waren nicht unbedacht angelegt worden. Die Schlafzimmer erwiesen sich als sauber. Miss Eversham zeigte Liliane ihr Zimmer, in das ihr Gepäck bereits gebracht worden war. Ein schmales Eisenbett mit verknitterten, aber sauberen Betttüchern und eine Kerosinlampe auf einem kleinen Tisch neben einem Korbstuhl standen in dem luftigen Zimmer mit einem Fliegengitter vor dem Fenster. Einen Schrank gab es nicht. Der Raum war spartanisch eingerichtet und wirkte doch überraschend gemütlich. Die Tür führte auf eine schattige Veranda, die an der Hauswand entlanglief. Ein leuchtend grün und gelb gemusterter Papagei flog an ihrem Fenster vorbei.

Trotz der Luftfeuchtigkeit und der entsetzlichen Hitze und der Lethargie, die diese Schwüle auslöste, war Liliane plötzlich sehr gespannt. Einer der Schwarzen brachte Liliane frisches Wasser und füllte es in einen Waschzuber.

Heidi stand wortlos da und starrte Liliane unbeirrt an.

Miss Eversham lächelte und sagte: »Du wirst dich sicher waschen und ausruhen wollen. Wir lassen dich jetzt allein. Aber in etwa eineinhalb Stunden gibt es Abendessen. Du hörst ja, wenn geläutet wird.« Sie ging zur Tür und deutete auf ein paar Bäume, die einen gerodeten Pfad säumten. »Dort ist der Speisesaal. Wir essen um sechs.«

Dann wandte sie sich an Heidi, die beseligt lächelte und sich bei Rose einhängte; die beiden gingen gemeinsam fort.

Liliane zog ihre feuchten Kleider aus und packte ein frisches Kleid aus, das jetzt schon zerknittert war. Sie wusch sich mit dem kühlen Wasser, feuchtete das Handtuch an, legte sich auf ihr Bett und schlang sich das Handtuch um den Kopf. In ein paar Minuten wollte sie sich genauer in ihrem Zimmer umsehen, die Umgebung betrachten und sich in ihrer neuen Heimat eine erste Orientierung verschaffen. Sie konnte ihre herbe Enttäuschung nicht leugnen. Ein Jahr hatte sie darauf gewartet, hier anzukommen. Jetzt war sie da und fühlte sich im ersten Moment niedergeschlagen. Immer deutlicher wurde ihr bewusst, wovon sie sich deprimieren ließ: Baxter Hathaway war nicht erschienen, um sie zu

begrüßen. Seit sie ihn zum ersten Mal gesehen hatte, trug sie sein Bild in sich. Sie legte sich hin, schloss die Augen und hing ihren Gedanken nach.

An jenem Sonntag vor etwas mehr als einem Jahr war er um die Mittagszeit bei den Wentworths eingetroffen. Für den Abend war ein Empfang für ihn geplant, doch Liliane wollte tanzen gehen. Sie führte schon seit Langem ihr eigenes Leben. Ihren Eltern war klar geworden, dass ihre Interessen nicht zwangsläufig dieselben waren wie die ihrer Tochter. Und wie hätte sie denn einen passenden Mann finden sollen, wenn sie nicht zu den Partys ging, bei denen man die anständigen jungen Männer traf? Sie wollte mit Gilbert Phipps, einem Freund aus der Kindheit, tanzen gehen.

Doch sowie Baxter Hathaway in der Haustür erschien, war sie verloren. Ihre Eltern lauschten gebannt, während er von Stammesriten erzählte, von Gorillas, Schlangen und Krokodilen. Er erzählte ihnen von armen, ungebildeten Afrikanern, die Medizin und Essen brauchten, von Leprakranken ohne Zehen und mit Armstümpfen und mit abgefaulten Nasen. Liliane lief ein Frösteln über den Rücken, obwohl es ein warmer Juliabend war, wenn sie sich Menschen vorstellte, die ohne Finger herumliefen. Er erzählte von kleinen purpurroten Blumen und Orangen, die so groß wie Grapefruits waren. Er erzählte ihnen von sturzbachartigen Regenfällen und davon, wie er Gott in den Urwald gebracht hatte. Er errettete Körper, damit Gott Seelen erretten konnte. Seine volle melodische Stimme zog sie in den Bann, und sein gut geschnittenes Gesicht prägte sich Liliane für alle Zeiten ein. Sie beobachtete, wie er schluckte und wie seine Hand auf dem Tisch lag. Sie sah, dass sein Mund lächelte, aber nicht seine Augen. Als er ihr direkt ins Gesicht sah, zwinkerten seine Augen sie an, und sie spürte, dass sie ein Geheimnis miteinander hatten, wenn sie auch nicht wusste, worin es bestand.

Sie saßen immer noch am Esstisch und lauschten seinen Berichten, als Gil an der Tür läutete. Liliane hatte ihn vollkommen vergessen. Statt jetzt augenblicklich aufzuspringen und sich umzuziehen, damit sie mit Gil ausgehen konnte, teilte sie ihm schlicht mit, sie könne nicht mit ihm tanzen gehen. Gil blieb auf der Schwelle stehen und erwartete eine Erklärung, doch sie machte ihm nur die Tür vor der Nase zu und setzte sich wieder Dr. Hathaway gegenüber, um sich seine Geschichten über die Schwarzen und die exotischen Tiere im Kongo anzuhören.

Sie wich den ganzen Abend nicht von seiner Seite und auch am nächsten Tag nicht. Sie saß verzaubert da, während er die Predigt hielt und seine volltönende Stimme die große Kirche ausfüllte. Sie musste ihm wie ein verknalltes Schulmädchen erschienen sein. Schließlich war er sechsundzwanzig Jahre älter als sie.

In den vierundzwanzig Stunden, die Baxter Hathaway in Buffalo verbrachte, hatte Liliane ununterbrochen eine Gänsehaut, und sie fragte sich, ob sie sich eine grässliche Krankheit geholt habe, die er aus Schwarzafrika mitgebracht hatte.

Die Vermutung war richtig. Aber es war keine Krankheit, die sich mit Medizin heilen lässt. Liliane sagte sich, dass auch sie Seelen erretten wollte.

Der Essensgong riss sie aus ihren Träumereien. Im ersten Moment konnte sie sich nicht erinnern, wo sie eigentlich war ...

Eilig zog sie sich etwas über und nahm sich kaum Zeit, um ihr Haar zu kämmen, ehe sie unter den großen Bäumen über den Lehmpfad lief. Atemlos öffnete sie die Tür und sah

die beiden Krankenschwestern und an der Stirnseite des langen Tisches Dr. Hathaway sitzen. Alle drei saßen schweigend da und erwarteten sie. Der Arzt nickte lediglich zur Begrüßung.

»Es tut mir leid«, entschuldigte sie ihre Verspätung, »aber ich bin aus Versehen eingeschlafen.«

Als sie sich neben Miss Eversham gesetzt hatte, senkte Dr. Hathaway den Kopf, um das Tischgebet zu sprechen, und seine volltönende Stimme trieb in den Urwald hinaus. Heidi klatschte in die Hände, und Schwarze brachten das Essen.

Es gab reichlich zu essen: eine große Schüssel mit einer dicken Gemüsesuppe und Berge von Reis, Karotten, jungen kleinen Zwiebeln und gedünsteten Bananen, die es zu jeder Mahlzeit gab. Jeder bediente sich selbst, und Rose und Heidi kicherten und schwatzten wie Schulmädchen. Dr. Hathaway lächelte manchmal, sagte aber nichts. Liliane hörte das Surren der Moskitos vor den Fenstern, die bloßen Füße, die über den Lehm Boden tappten, wenn Schüsseln aufgetischt oder abgeräumt wurden, und die Kaugeräusche der anderen. Ihr war so heiß, dass sie nicht viel essen konnte, und der Appetit der anderen erstaunte sie. Sie sah den schweigsamen Arzt verstohlen an.

Seine grauen Schläfen waren inzwischen ausgeprägter, und er wirkte noch Ehrfurcht gebietender. Sie hatte ganz vergessen, wie klar seine blauen Augen waren und wie prägnant sich sein Kinn in die Luft reckte. Seine Finger, die die Gabel hielten, waren kräftig und einfühlsam, seine Hände beredt.

Nach dem Abendessen stand Dr. Hathaway auf und sagte: »Wir werden Psalm hundertsiebenundsechzig singen.« Er reichte jedem ein Gesangbuch und griff nach einer alten, zerschrammten Gitarre, die er wie ein kostbares Schmuckstück behandelte. Die Musik, die ertönte, hatte eine reichere Färbung als alles, was Liliane je von einer Gitarre gehört hatte. Die reinen, kristallklaren Stimmen der beiden Krankenschwestern ergänzten Dr. Hathaways wunderbaren Bariton harmonisch. Lilianes Sopran ging unter. Er ging wieder an seinen Platz zurück, nahm eine zerfledderte Bibel in die Hand und las einen kurzen Absatz vor. Dann standen er und die Krankenschwestern auf. Endlich sah er Liliane an. »Hätten Sie vielleicht Lust, sich die Umgebung zeigen zu lassen?« Zum ersten Mal sprach er sie an.

»O ja«, sagte sie, und sie sprang so eilig auf, dass ihr Stuhl hinter ihr umfiel.

Miss Eversham und Heidi tauschten Blicke miteinander aus, blieben hinter ihren Stühlen stehen und warteten auf Liliane und den Arzt. Er öffnete die Tür und nahm ihren Ellbogen, als sie die einzige Stufe hinunterstieg.

»Es tut mir leid, dass ich Sie nicht am Boot abgeholt habe«, sagte er mit einer leisen und doch volltönenden Stimme. »Ich wusste nicht, dass Sie heute ankommen. Ich sehe, dass Sie die Reise ohne Katastrophen überstanden haben.«

Liliane lachte leichthin. »Ein Abenteuer war es wohl.«

Plötzlich fühlte sie sich so beschwingt, als wäre der letzte Monat in Afrika, vielleicht sogar die ganze grausige Zeit seit ihrer Abreise aus Buffalo, von ihr abgefallen. Dieser große, schweigsame Mann an ihrer Seite vermittelte ihr ein Gefühl von Sicherheit.

Sie ließen die Gebäude hinter sich und gingen auf den Urwald zu. Eingeborene liefen auf dem Gelände herum oder kauerten um kleine Feuer und aßen Bananen. »Sie bekommen

acht Bananen täglich als Essensration«, erklärte Dr. Hathaway. Liliane fragte sich, ob das alles war.

Die Menschen waren alle so schwarz! Und so dürftig bekleidet. Es war so anders als alles, was Liliane kannte, und gleichzeitig doch genau so, wie sie es sich vorgestellt hatte. Nur schmutziger. Das unverständliche Plappern der Eingeborenen, der Urwald, von dem sie umgeben waren, die Schreie der Paviane – es schien, als wäre sie auf all das vorbereitet gewesen, aber nicht auf die Trägheit. Alle bewegten sich so langsam, und für ein Mädchen aus Buffalo, New York, war das unerträglich. Sie wusste, dass das schwüle Klima sie beeinträchtigte und auch ihre Bewegungen verlangsamte, doch sie setzte als selbstverständlich voraus, dass sich ihr Blut mit der Zeit daran gewöhnen würde und sie wieder zu ihrem Tatendrang zurückfinden würde. Schweiß tropfte von ihrer Stirn. Kein Wunder, dass die Eingeborenen so wenig Kleider trugen. Ihr halb nacktes Auftreten war einer episkopalen Amerikanerin zwar peinlich, aber es schien dennoch vernünftig zu sein. »Ich möchte Ihnen meinen Zoo zeigen«, erklärte er. Hühner gackerten und scharren im Schmutz herum. Ein Schwein, das an einen Baum gebunden war, schnaubte und trat um sich. Liliane sah durch das Laub einen Pfau. Der Zoo war eingezäunt. Dutzende von Tieren waren in kleinen Pferchen untergebracht. Sie gaben alle schrille, ohrenbetäubende Laute von sich, als sie Dr. Hathaway sahen.

Als sie an ihnen vorbeikamen, versuchten alle Tiere, durch die Gitterzäune Dr. Hathaways Hände zu lecken. Er steckte ihnen kleine Happen zu und erzählte die Geschichte der einzelnen Tiere. Sein Liebling war die Antilope, die er Zulu getauft hatte.

»Das schönste an Afrika sind seine Tiere«, sagte er, während er Zulus Nüstern kraulte. »Sie waren alle verletzt, als sie zu uns gebracht worden sind. Manchmal lasse ich sie frei, wenn sie wieder gesund sind, aber manchmal behalte ich sie auch – ich schließe sie ins Herz und stelle mir gern vor, dass ich sie davor bewahre, gejagt zu werden.«

Liliane fragte nicht, ob das nicht vielleicht besser war, als seine Freiheit einzubüßen. Er drehte sich zu ihr um und sah ihr zum ersten Mal direkt ins Gesicht. »Ich kann mir vorstellen, dass Sie sich gern das Krankenhaus ansehen möchten. Schließlich sind Sie hergekommen, um dort zu arbeiten.« Sie kehrten um, und die Eingeborenen, die ihnen begegneten, sahen den Arzt nicht an, doch sie musterten Liliane aus den Augenwinkeln. Als er das bemerkte, lachte er. »Sie müssen damit rechnen, dass man Sie anstarren wird. Ich kann mir vorstellen, dass hier niemand gewusst hat, wie hübsch weiße Frauen sein können. Sie haben bisher nur Heidi und Rose gesehen.«

Das Krankenhaus war sauberer als die übrigen Gebäude, wenn auch nicht allzu sehr. Die hygienischen Verhältnisse ließen viel zu wünschen übrig. Die Zimmer waren eng und dunkel, und die Patienten lagen auf Matten auf dem Fußboden. Nur in einem Zimmer stand ein Bett.

»Das«, erklärte er, während er auf den Weißen deutete, der im Bett lag, »ist für Europäer da. Sie sind es nicht gewohnt, auf dem Boden zu schlafen.« Liliane fiel auf, dass dieses Zimmer einen frisch gefegten Boden hatte und sogar die Wände frisch getüncht wirkten. »Afrikaner fürchten sich vor Betten«, fuhr Dr. Hathaway fort. »Sie haben Angst, sie könnten auf den Boden fallen.«

»Wie kommt es, dass ein Europäer hierhergekommen und hier krank geworden ist?«

»Malaria«, sagte er. »Sie werden oft von den Holzfällerlagern zu uns gebracht. Es geht immer um Malaria oder um Unfälle mit den Sägen. Ab und zu stürzt ein gefälltter Baum auf einen Neuling. Das ist dann ziemlich schlimm.«

Der Weiße zog sich hoch und lehnte sich auf seinen Ellbogen. Er war unrasiert und ungepflegt. »Ich glaube, ich bin gestorben und in den Himmel gekommen«, sagte er mit einem Akzent, der Liliane irisch vorkam.

»Sehen Sie«, sagte der Arzt zu Liliane. »Ihre Gegenwart wirkt jetzt schon Wunder.« Der Operationssaal war der einzige Raum in Simbayo mit elektrischer Beleuchtung. 40-Watt-Birnen hingen an vier Stellen von der Decke. Sowie sie eingetreten waren, erkannte Liliane, dass sie den eigentlichen Herrschaftsbereich des Arztes betreten hatten. Seine Augen leuchteten, als er ihr mit ausholenden Gesten erklärte, was hier geschah. Vier Operationstische standen da – konnte er etwa vier Operationen im selben Raum ausführen, ohne zwischendurch die Instrumente zu sterilisieren?

»Welche Krankheiten gibt es hier?«, fragte sie.

Er seufzte tief. »Krankheiten«, sagte er, »sind der Erzfeind Afrikas. Vor langer Zeit hat ein Bischof gesagt, man sei ›nicht in Afrika geboren, sondern dazu verdammt, dort geboren zu sein‹. Die Afrikaner haben kaum eine Chance, je gesund zu sein. Für sie sind Krankheiten eine natürliche Begleiterscheinung des Lebens. Sie wissen gar nicht, wie es ist, wenn man sich gesund fühlt. Jedenfalls die meisten nicht. Frambösie, Würmer, die Schlafkrankheit, Malaria, Bilharziose, Tuberkulose«, antwortete er dann. Seine Stimme berührte sie tief in ihrem Inneren. Kein Wunder, dass Frauen von ihm geträumt und sich nach ihm verzehrt hatten. In diesem Licht sahen seine Augen aus wie geschmolzener Stahl. Sein Körper war der eines Panthers: schlank, anmutig und angriffsbereit. Plötzlich merkte sie, dass er aufgehört hatte zu reden. Sie hatte gar nicht gehört, was er gesagt hatte. Ein Prickeln überzog ihren Körper.

Er starrte sie so lange an, dass das Schweigen offenkundig wurde, während sich die Dämmerung der Tropen auf sie herabsenkte, und sie vermutete, was sie von Anfang an gewusst haben musste: Nicht nur Gott, sondern auch die Anziehungskraft dieses Mannes hatte sie an diesen entlegenen Flecken Erde geführt.

Trotz ihrer Müdigkeit von der Reise und trotz des tropischen Klimas, das ihr mehr zusetzte, als sie für möglich gehalten hatte, spürte sie ihr Blut aufwallen. Der Arzt schien sie nicht nur anzusehen, sondern auch in sie hineinzublicken, als fiele die dünne Kleidung von ihr ab und sie stünde schließlich im merkwürdigen Zwielflicht des Kongos mit entblößtem Körper und entblößter Seele vor ihm.

Dann kam er auf sie zu, und sein großer Körper verstellte den Blick auf das letzte Tageslicht. Wenige Zentimeter vor ihr blieb er stehen und sah auf sie herunter. In der Dunkelheit konnte sie seine Augen nicht erkennen, aber sie spürte seinen Atem.

»Sehen Sie morgen zu«, sagte er mit gesenkter Stimme. Einen Moment lang glaubte sie, er würde die Hände nach ihr ausstrecken und sie berühren, doch seine Stimme blieb unpersönlich. »Es wäre nicht schlecht, wenn Sie sich gleich in die Arbeit stürzen. Wir können jede Hilfe gebrauchen, die wir angeboten bekommen. Sie müssen müde sein«, fügte er hinzu.

Sie wollte noch nicht ins Bett gehen. Sie wollte sich hinsetzen und sich unterhalten, ihn

ansehen, ihm zuhören, was er ihr zu Simbayo zu erzählen hatte, seine Stimme hören, ganz gleich, worüber er sprach.

Er trat in die Nacht hinaus, und sie folgte ihm. Kein Streifen Licht war mehr am Himmel zu sehen. Vor ihrer Zimmertür sagte er zu ihr: »Wenn Sie etwas brauchen oder wenn Sie Fragen haben, werden Heidi und Rose Ihnen helfen. Ich hoffe, es wird Ihnen nicht leidtun, dass Sie hergekommen sind. Ich hoffe, wir enttäuschen Sie nicht. Wir führen hier ein ruhiges Leben, und es gibt wenig Unterhaltsames und kaum Vergnügliches. Hier hat man bei Weitem nicht den Komfort, den Sie aus Amerika gewohnt sind.«

»Ich bin nicht hergekommen, um Komfort zu finden«, antwortete sie. »Ich bin gekommen, um meine Hilfe anzubieten und mich nützlich zu machen.«

Ganz wahr ist das nicht, dachte sie. Ich bin hergekommen, um in deiner Nähe zu sein.

»Ich kenne keinen Ort, an dem man Gott näher ist«, sagte er mit hohler Stimme. Dann wandte er sich ab und verschwand in der Nacht. Sie starrte hinter ihm her, als er sich entfernte.